

Blinder Vogel Schicksal

Eva Meloun

Jetzt im Auto, auf der Heimfahrt von der Ordination, ziehen die Bilder, vor allem der letzten Ordinationsstunde, an ihren Augen vorüber.

Sie fährt auf der rechten Fahrspur, denn sie will sich, bis sie zu Hause ankommt, noch etwas Zeit gönnen.

An die zwei unterschiedlichen Pole ihres Lebens hat sie sich gewöhnt. Sie kann die zwei Leben trennen, – Ärztin in der Ordination und das andere Leben – die Familie. Das bedeutet Ehemann, Kinder, Haushalt. Kurz denkt sie lächelnd an die kleine vierjährige Liesi, an den siebenjährigen Michi und an Peter, ohne den es nicht ginge. Der beständige Peter, der Familienmensch, an den sie sich anlehnen kann, wenn sie manchmal erschöpft nach Hause kommt.

Aber schnell drängen sich ihr wieder die Bilder der letzten Stunde in der Ordination auf. Sie hat die Sprechstundenhilfe beauftragt die „Problem – Patientinnen“ für den letzten Termin am Tag einzuteilen. Den Frauen, denen sie den Befund „Krebs“ mitteilen und erklären muss. Denn diesen Patientinnen will sie mehr Zeit widmen. Da kann es auch länger werden. – Ratschläge erteilen, trösten, ermutigen, vor allem ermutigen,

Eigentlich ist diese Terminvergabe auch als Rücksicht gegenüber den anderen Patientinnen gedacht. Vielleicht wäre sie weniger konzentriert oder weniger geduldig, hätte sie vor ihren Augen noch das Erschrecken, die Angst, die Verzweiflung der Patientinnen, denen sie diesen Befund erklären muss. Unprofessionell, würde manch ein Kollege meinen, aber wenn sie einer Patientin sagen muss, dass sie Krebs hat, dann ist auch sie jedes Mal betroffen. Dann sind zehn Minuten zu wenig. Und jedes Mal entwickelt sich das Gespräch anders. Auch heute wollte sie, wie immer, mit dem Satz beginnen: „Also der Befund der Voruntersuchung ist da.“

Aber als diese letzte Patientin die Tür öffnete, sah sie schon in deren Augen die verzweifelte Gewissheit. Eine junge Frau – genauso alt wie sie selbst, 35 Jahre, zwei Kinder – ein Mädchen neun Jahre, ein Bub fünf Jahre, geschieden, Buchhalterin. So hatte sie es in der Computerkartei vor Augen:

Eine Frau mit der Diagnose Krebs, zwei Kinder, aber kein Peter, an den sie sich anlehnen könnte.

Vorsichtig hatte sie nach der medizinischen Besprechung mit den sachlich hoffnungsvollen

Worten, „die Medizin hat gerade in den letzten Jahren Fortschritte gemacht“, gefragt, ob es eine Mutter, Großmutter, eine Verwandte, eine Freundin gäbe, die helfen könnte. „Ich bin alleinstehend“, hatte die Patientin kommentarlos gesagt, – „ich weiß nicht was ich mit den Kindern mache.“ Und dann, die Tränen mühsam zurückhaltend: „Wieso ich – wieso gerade ich?“

Daran dachte die Ärztin auf der Heimfahrt nach der Ordination. Wieso sie, wieso nicht ich? Das Schicksal ist ein blinder Vogel.

Zorn

Nach dem Vortrag ist mir Vieles klar geworden. Glasklar! Zuhause habe ich gleich zu meinem Mann gesagt: Ich habe es gewusst, immer gewusst! Diese Lieblosigkeit, das demütigende, desinteressierte, abwertende Verhalten meiner Mutter mir gegenüber – immer, immer hat sie meinen kleinen Bruder, „ihren Herzensbub“ bevorzugt, für ihn war sie da, für den kleinen Prinz!

Der Vortrag, heute, hat mir die Augen geöffnet: mein Brustkrebs ist das Ergebnis dieser jahrelangen abwertenden Missachtung, der Lieblosigkeit meiner Mutter! – Bitte widersprich mir nicht, sag nicht, dass das dummes, esoterisches Zeug ist – es ist so – SIE, sie allein hat schuld, dass ich jetzt Krebs habe! – Ja, halte nur zu deiner Schwiegermutter, du hast ja so viel Verständnis für sie und meinen ewig kränklichen, Bruder, Mammis armes Sorgenkind. Ich war nie ein Sorgenkind, dabei war ich oft krank, aber da hat sie sich nie Sorgen gemacht! Diese Mutter, die für mich nie eine Mutter war, hat mich auf dem Gewissen! Nein, ich will nichts mehr hören! Nimm sie bitte nicht in Schutz! Jetzt bist du auch noch gegen mich!

Mut

„Krebs“, hat der Arzt gesagt. Mir ist eine heiße Welle in den Kopf gestiegen und blitzartig schoss mir der Gedanke „das lass ich mir nicht gefallen“ durch den Kopf. Schon in der Ordination hatte ich nur mit Mühe den Ausführungen des Arztes folgen können. Dieser erste Gedanke kam immer wieder hoch. Ich war wütend. Der Krebs ist mein Feind – wie kann ich ihn unschädlich machen? Diese ungeheure Zumutung werde ich bekämpfen. Du weißt, meine Großmutter ist an Krebs gestorben und meine Schwester auch. Aber ich werde das nicht



hinnehmen. Ich nicht. Die Medizin hat Fortschritte gemacht – das hat auch der Arzt gesagt und ich werde im Internet nachschauen – eine Rohkostkur könnte ich auch machen – nur Saft von rohem Gemüse und jeden Tag im Wald spazieren gehen und Mistelsaft trinken – Yoga soll auch sehr hilfreich sein. Du meinst, dass ich tapfer bin? Nein, ich bin wütend und ich werde etwas gegen diesen Krebs tun!

Zuversicht

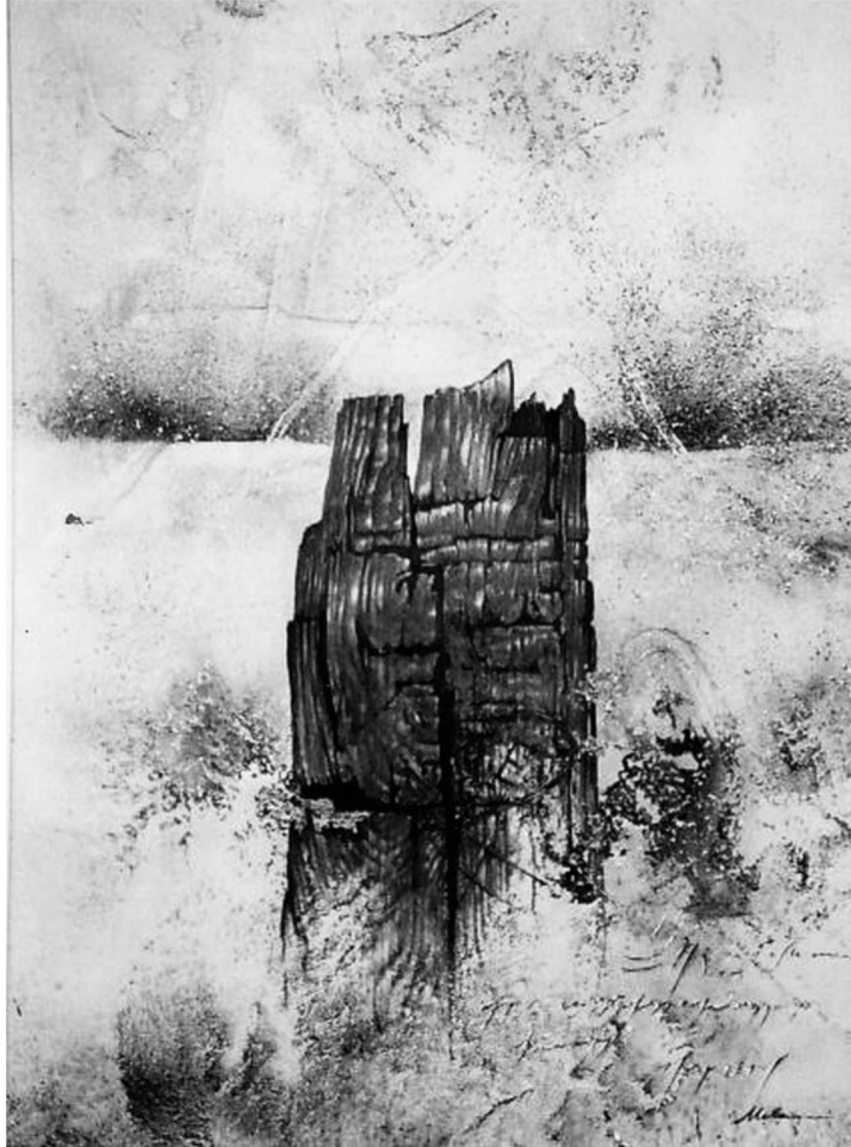
Es war so – ich hätte das nicht geglaubt: Alle, denen ich es erzählt habe, dass ich Krebs habe waren mehr betroffen als ich selbst. Ich habe es bemerkt. Natürlich haben sie versucht das nicht zu zeigen. Zugleich haben sie aufmunternd gesagt: Das wirst du schaffen! Du lebst gesund, du weißt wofür du lebst: für dich, für deine Kinder, deinen Mann, deine Familie braucht dich! Wir alle werden zusammen helfen! Nach der OP wird dir eine Reha bewilligt. Wir werden den Haushalt erledigen, die Kinder betreuen – du brauchst dir keine Sorgen machen.

Ich war überwältigt von soviel Hilfsbereitschaft, und da habe ich mir auch keine Sorgen gemacht, denn ich muss es sagen: als mir der Arzt die Diagnose mitgeteilt hat, bin ich wie in ein tiefes schwarzes Loch gefallen. Ich habe Tage gebraucht um überhaupt darüber sprechen zu können. Dieses Verständnis hat mich zuversichtlich sein lassen.

Als man mich in den OP-Saal geschoben hat, habe ich mich nicht gefürchtet – ich habe mir ganz fest vorgenommen: ich werde wieder gesund!

Demut (oder Ergebung)

Kannst du dich erinnern wie wir damals über Chinesische Medizin und über das Chi – die Lebensenergie gesprochen haben? Damals habe ich das erste Mal darüber nachgedacht – ich habe mir nicht erklären können, wieso ich mich in den letzten Monaten immer schwach und müde gefühlt habe. Du weißt, dass ich alle möglichen Vitamine genommen habe und ich war so oft als möglich in der frischen Luft, und doch war diese beklemmende Ahnung, irgendwie krank zu sein, immer da. Ich habe das Gefühl gehabt, dass meine Lebensenergie langsam aus mir hinausfließt – wie ein heller Schleier, der sich in der Luft auflöst. Du lächelst,



Asche und Schnee III, Eva Meloun

aber man macht sich ja von solchen Dingen immer ein Bild.

Jetzt sitzt du da an meinem Bett und bist verzweifelt. Aber spürst du es nicht auch: mein Kreis hat sich geschlossen. Du hältst meine Hand, als ob du mich zurückhalten könntest, aber du weißt auch: ich werde gehen.

Ich habe keine Schmerzen, ich fühle mich leicht, als ob ich schweben würde.

Hörst du es: sie rufen mich!

Aber ich will dir noch etwas sagen – vergiss es nicht: wir hatten ein schönes Leben, dafür bin ich dir dankbar, du warst ein guter Mann – der Mann meines Lebens und das eine Mal – das hat mir damals weh getan – aber darüber bin ich schon lange hinweg! Da sollst du jetzt kein schlechtes Gewissen haben. Das hat keine Bedeutung mehr! Sei nicht traurig!

Und sei nicht böse, dass ich immer wieder einschlafe – es ist so schön dort, warm und hell.

Jetzt haben sie mich wieder gerufen, meine Mutter und mein Vater: – ja, ich komme schon... 